

# Die Stadt am See [Fortsetzung]

Autor(en): **Matthey, Maja**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **16 (1912)**

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572701>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



## Maienluft

Aus einer neuen Uebersetzung der Gedichte Walthers von der Vogelweide von Max Außberger, Zürich.

Wollt ihr Märchenwunder schauen,  
Die dem Mai erblühen?  
Seht die Männer, seht die Frauen  
Wandern durch das Grüu.  
Lenzes Allgewalt!  
Bist geheimen Zaubers mächtig:  
Wo du einziehst jugendprächtigt,  
Da ist niemand alt.

Wehmut soll uns nicht bezwingen.  
Laßt uns fröhlich sein!  
Laßt uns tanzen, lachen, singen —  
Ritterlich und fein.  
Mag die Klage ruhn!  
Da die Vöglein jubelnd wieder  
Singen ihre schönsten Lieder,  
folgt dem wackern Tun!

O, wie nun in Liebeglücken  
Alles kämpft entzückt,  
Wie die Bäume rings erblühen  
Und das Feld sich schmückt,  
Das noch erst so tot!  
Seht, da streiten um die Ehre,  
Wer die Größte, Schönste wäre,  
Blümlein weiß und rot.

Roter Mund, wie schlecht doch kleidet  
Dich das Lachen dein;  
Augen traut, daß ihr noch weidet  
Euch an meiner Pein!  
Wär wohl lieber tot,  
Kommt mir vom holdseligsten Munde  
(Wehe, Stunde flieht auf Stunde)  
Nichts als bittere Not!

Daß ich unter Tag nicht weine,  
Tu' ich mir Gewalt,  
Und im Traum noch seh' ich deine  
Liebliche Gestalt.  
Sieh mich gnädig an!  
Daß nur ich allein vermissen  
Soll von dir ein freundlich Grüßen,  
Ist nicht wohlgetan.

Goldne Lebenslust, sie komme  
Mir durch dich zurück,  
Daß mein Leben wieder fromme;  
Wünsch' ich dir doch Glück.  
Heb' die Augen weit:  
Lenzeslust packt Groß und Kleine.  
Und von dir nur soll mir keine  
Freude werden heint?

## Die Stadt am See.

Erzählung von Maja Matthen, Zürich.

(Fortsetzung).

Ausschluchzend warf sich Virginia ihrem Vater aufs neue in die Arme und versteckte ihr Antlitz in seinen Leinentleidern.

„Daß es gut sein, mein Mädchen!“ sprach er. „Wie sieht es aus auf dem Ragenwiesli?“

„Das Haus ist unter Dach,“ sagte Frau Arnold und löste die Tochter aus den Armen ihres Vaters.

„Fasse dich,“ flüsterte sie ihr zu; „wenn man zu den Einsamen geht und zu den Betrübten, muß man mutig sich selbst vergessen!“ Virginia ließ sich von der Mutter zu einem Stuhl geleiten. Von dort aus sah sie den Vater und konnte in seinem Antlitz und an seiner Gestalt die Veränderungen bemerken, die sein Äußeres erlitten hatte. Seine Haltung war aufrechter geworden als damals, da er noch in der Freiheit schwer an seinem Verschulden trug. Sein Gesicht war durchzogen und bedeckt von feinen neuen Linien, die wie eine krause Schrift in seiner Haut eingegraben waren. Sie sah, wie sich ihre Eltern

stumm an den Händen gefaßt hielten. „Die Eltern verstehen sich, ohne miteinander zu reden,“ dachte sie. „Sie haben sich nichts Lautes zu sagen...“

In dem Zimmer tickte eine Uhr eintönig die Sekunden an. Der Zeiger bekam einen Ruck und schob sich von Strich zu Strich. „Das Leben hat seine Zeit,“ dachte sie. „Hinter der Zeit liegt die Ewigkeit, darin keine Uhr die Sekunden antickt, eine Zeit, die keine Zeit ist; denn sie kennt keine Vergangenheit und kennt keine Zukunft. Sie liegt außerhalb unserer Vorstellungskraft, wie sie außerhalb unseres Lebensringes liegt.“ Es wurde ihr plötzlich deutlich, als träte eine Vision vor ihre Seele, daß ein Leben das größte Wunder war, was die Erde besaß, daß ein Mensch Gottes herrlichste Offenbarung war, die er aus sich losgelöst in die Zeit stellt, in die bewegliche Zeit, die aus Vergangenheit und Gegenwart sich eine Zukunft schafft, darin ein Zeiger unablässig Sekunde um Sekunde antickt. Sie fühlte, daß

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

der Verstand im Leben ein schlechter Berater sein konnte, daß ihm zu mißtrauen war; denn der Verstand entschied immer eigennützig, immer auf seinen Vorteil bedacht und ging so weit, ein Leben zu zwingen, sich abzukürzen, weil er es als nützlicher ausgeklügelt hatte; er zwang dem Unglücklichen die Waffe in die Hand und dem Armseligen den Strick um den Hals. Er hieß die Verlassenen sich auslöschten in den Wasserfluten und die Entehrten ein giftiges Tränklein brauen, um ihre Dauer zu enden. Und doch war ein Leben das schönste Wunder der Erde und ein Mensch Gottes herrlichste Offenbarung! Langsam begriff sie, daß dem Willen zum Leben der Wille zum Leiden gepaart sein mußte. Wieder spürte sie etwas sich in ihr emporrecken, das verlangte, sich mit dem Weltwillen zu vereinen, an den Energien sich zu stärken, die ungebunden im Raume schwammen und auf den Willen warteten, dem es gegeben ist, sie sich dienstbar zu machen. Die Uhr schlug eine halbe Stunde an. Virginia stand auf und sah zu dem Fenster hinaus, zwischen den Gitterstäben hindurch. Sie sah hinaus auf ein graues Feld, darauf der Schutt geschafft wurde, den die Stadt abwarf. Meter- und meterweit dehnte sich das Feld aus, darauf der Abfall sich breitmachte, der Kehricht und die Scherben einer Stadt! Es verlangte sie nicht, lange hinauszusehen auf das breite, graue Feld, darauf die ausgelaugte und abgestoßene Realität des Lebens lag, der Kehricht, der Schutt und Scherben und Mische! Das gab es alles, das war da, und jeder Tag brachte davon und häufte seinen Abfall auf dem Felde auf. Das war notwendig, und es wäre töricht gewesen, diese Notwendigkeit wegzuleugnen oder abstreiten zu wollen. Aber es war nicht notwendig, darin herumzustöbern, sie umzuwenden, zu untersuchen und ihren Staub in die Nase zu ziehen. „Die Wahrheit ist in der Seele,“ flüsterte sie. „Niemand wird sie aus dem Abhub heraustifteln!“ Sie ging auf ihren Platz zurück. Ihre Eltern saßen Hand in Hand.

„Kommt nicht mehr hierher,“ bat Arnold, „auch du nicht, Flavia! Ich will die letzte Zeit allein sein und ohne Berührung mit allem, was außerhalb dieser Mauern liegt. Ich komme zu euch im März.“

Die beiden Frauen standen auf. Die Zeit war abgelauten, in der sie mit Arnold sprechen konnten, in der er ihnen gehörte. Die andere Zeit begann für ihn, die peinliche und schwere, darin er eine Nummer war, in Sträflingskleidern steckte und einen Beruf ausübte, der nicht der seine war.

Die Frauen gingen die Steinstufen hinab, dem Ausgang zu. Sie schritten über den kahlen Hof und ließen das Tor hinter sich zufallen. Sie mußten sich aus der Abgeschlossenheit, darin sie eine halbe Stunde gelebt hatten, wieder zurückfinden in die Welt, zu der sie gehörten, darin die Menschen frei waren, nach ihrem Willen zu gehen und zu kommen, nach ihrem Vermögen sich zu kleiden. Der Lärm der Straße umbrauste ihre Ohren; die Trams, die Wagen sausten an ihnen vorbei, ohne daß sie es bemerkten. In ihren Ohren war noch die Seltsamkeit des Ortes, wo die Stille rauschte, wo die

Seufzer über ein böses Geschick durch die Luft zitterten. Menschen gingen an ihnen vorbei mit hastigen Schritten, und andere stellten sich an die Schaufenster; andere schlenderten schwachend über die Trottoirs, die Hände in den Muffs versteckt und die Kragen hochgeschlagen. Jeder der vielen, die da vorbeihasteten, schlenderrnd schwachten oder staunend vor den Schaufenstern standen, trug sein Geschick und ging einem dunkeln Ziele entgegen. Keiner kannte sein Ziel; keiner konnte genau sagen, ob er sich in den Gassen verlaufen würde, in die Irre, oder in die Fremde gejagt würde. Niemand wußte, welche Macht es war, die ihm im Nacken saß und ihn zwang, sich so und nicht anders zu entscheiden. Es war, als tappten alle im Nebel herum und sahen sich durch einen Nebel und streckten sich im Nebel die Hände entgegen. Immer umgab sie dieser farblose Flor und war zwischen ihnen und legte sich um die Worte, die ihnen aus der Seele über die Lippen drängten, und gab ihnen einen andern Klang, der sie fremd an das Ohr des Lauschenden tönen ließ. Eine einzige Gewißheit war in all dieser Wirrnis, in all dieser Eile, in all dem Jagen und Ringen um ein entferntes Ziel: Einmal wurden die Lippen kühl und die Füße steif all derer, die liefen. Statt ihrer sprangen andere einem entfernten Ziele nach und versuchten, ihr Schicksal zu ergründen, sich die Kräfte der Erde dienstbar zu machen und nach Kronen zu greifen, um Dornen in den Händen zu halten...

Die beiden Frauen schoben sich durch das Gedränge hindurch. Sie hatten sich ihre Schleier tief über das Gesicht gezogen, damit sie nicht erkannt und aufgehalten würden. Es war eine überflüssige Aengstlichkeit. Die an ihnen vorbeiliefen, an denen sie sich vorbeischoßen, die achteten nicht auf sie. Die hatten ihre eigenen Angelegenheiten; die stürmten ihrem eigenen Ziele zu und achteten nicht auf das, was neben ihnen war, was neben ihnen zusammen sank, weinte oder lachte. Die Nebeldecke fiel herab in die Straßen und machte die Mäntel der Schreitenden feucht und dämpfte die Lichter in den Auslagen, als kämen ihre Flammen aus verweinten Augen...

Virginia war die Treppe zu ihrer Wohnung heraufgesprungen und hatte den Spiritus unter dem Leekessel angezündet. „Bis ich Mantel und Hut abgelegt habe, kocht das Wasser!“ rief sie und wehrte dem Hündlein, das an ihren feuchten Kleidern heraufsprang und sich nicht wollte abweisen lassen.

Frau Arnold strich ihm durch das weiße weiche Fell, hob es hoch und sah ihm in seine runden braunen Augen. „Im März,“ sprach sie leise und setzte das Tier wieder zurück auf den Boden. Das rollte sich getröstet zusammen und war zufrieden, daß es gestreichelt worden war und seine Herrin etwas zu ihm gesagt hatte, das nicht so traurig klang wie alles, was sie vorher gesprochen hatte. Das Hündlein fing an, behaglich in seiner Ecke zu schnarchen.

Ein Brief war in ihrer Abwesenheit gekommen. Virginia schraubte das Licht auf und sah auf den Poststempel, der den Namen eines italienischen Dorfes trug. „Die Chiara hat den Brief schreiben

lassen," sagte sie und las seinen Inhalt der Mutter vor.

"Es ist Weihnachten in meinem Dorfe, wenn Sie den Brief erhalten," las sie. „Ich habe die Kupferpfannen gepußt und mit Lorbeerzweigen bedeckt in dem Häuslein, das nun mein Eigentum ist. Aus dem Garten habe ich einen bitteren Salat geholt als Würze zum Fest und Herbstblumen gebrochen für das Bild des heiligen Giovanni. Das steht gerade über dem Hausaltar in der Mitte und ist freundlich anzusehen. Ich habe die Finger meiner Kinder davor gefaltet und sie ein Gebet für Sie sprechen gelehrt, weil Sie gut waren und mich nie kränkten.“

Hier endete der Brief, dem man es ansah, daß er mit vieler Sorgfalt geschrieben und auf eine altmodische Art mit Sand getrocknet war.

Das Teewasser schoß dampfend aus dem Kesselchen. Virginia bereitete das Getränk und goß davon der Mutter ein. Die Glocken in den Kirchtürmen begannen, die Christnacht einzuläuten über Lindenberg. Sie drangen durch den Nebel aus der Stadt und tönten aus den Weilern und Dörfern, die rund um den See lagen, und schlugen in allen Kirchen an, die sich über einem Kreuze wölbten. Die einen waren tief gestimmt und quollen aus Glocken, deren Ruf durch Lindenberg gestürmt hatte in gefahrvoller unruhiger Zeit; die andern frohlockten in hellen hohen Tönen und waren neu und hatten noch nicht der Stadt eine große gemeinsame Not verkünden müssen. Sie gaben zusammen einen rauschenden gewaltigen Ton, der die Seelen anrief und in ihnen Erinnerungen weckte. Virginia stand auf, um die Fenster zu öffnen und den Glockenton hereinzulassen, der aus den Kirchen kam. Aber mit dem Wohlklang kam auch der Nebel herein und der naßkalte, feuchte Atem der Nacht. Sie mußte das Fenster wieder schließen. Troßdem klang das Geläute in ihre Stube und war anzuhören, als säßen tausend Zungen eine große gewaltige Menschheitsmelodie, als sprächen tausend Lippen ein wundertiefes fremdes Lied.

Frau Arnold hatte ihre Tochter beobachtet. Sie hatte gesehen, wie sie sich bei dem Klang der Glocken lauschend erhoben und an das Fenster gesprungen war, es öffnete und rasch wieder schloß. „Der Nebel, die feuchte Nachtluft," sagte sie, „das sind ungute Gesellen. Die dringen überall herein, wo man es leidet, und dringen durch die Vorhänge und hängen sich in die Kleider und möchten durch unsere Haut in uns hineingelangen. Komm, ich will dir erzählen!" Virginia kauerte sich neben die Mutter und legte den Kopf in ihren Schoß. Das war eine alte Gewohnheit von ihr, die sie aus der Kinderzeit beibehalten hatte. Mit ihren kleinen Angelegenheiten war sie vom Spiel fort zu der Mutter gesprungen und hatte ihren Kopf in ihren Schoß geschmiegt und war wieder fröhlich fortgesprungen. So hatte sie es gemacht, als sie erwachsen war, wenn sie die Fragen des Lebens ängstigten, das wie ein dunkler Strom sie umbrauste, rätselhaft und gewalttätig.

„Es ist ein Traum," begann Frau Arnold, „den

ich in jungen Jahren undeutlich träumte, mit funterbunten Bildern untermischt und überzogen, sodaß mir davon nur eine dunkle verschwommene Vorstellung blieb. Ich habe den gleichen Traum seit meinen Mädchentagen oft geträumt. Mit jedem neuen Male fiel von den funterbunten Bildern zurück in das, was im Dunkeln ist; der Traum selbst trat klarer hervor. Zuletzt habe ich ihn wieder in diesen Nächten geträumt, klarer denn früher und fast frei von Bildern und Ausschmückungen, wie sie sich in den Träumen zeigen. Diesen letzten Traum will ich dir erzählen, obwohl ich glaube, daß ich ihn noch deutlicher träumen werde, daß er sich noch schöner und klarer herauschälen läßt, bis ich ihn einmal ganz weiß und leuchtend mit meiner Seele aus der Zeit in die Ewigkeit heben kann. Dieses Geträum deiner Mutter mag dir und vielen eine Torheit erscheinen, mein Mädchen, weil Träume außerhalb der Wirklichkeit stehen...“

„Erzähle," bat Virginia und drückte den Kopf tief in den Schoß der Mutter.

Frau Flavia lehnte sich zurück und öffnete die Augen groß, als sähe sie etwas Lichtes und Frohes in einer Ferne, die andern Augen nicht sichtbar. „Ich glaubte zu schlafen," sagte sie, „und war wach. Ich war wach mit den Augen, dem Gefühl und den Ohren; aber es war keine Bewegung in mir. Es war dunkel in der Stube, und mein Ohr achtete auf die Nachtgeräusche. Plötzlich sah ich aus dem Dunkel mich selbst. Es war nicht ich und war ich in Gestalt und Gesichtsausdruck, aber es war ein leuchtendes Ich, von einer wunderbaren weißen Helle. Mein leuchtendes Ich kam auf mich zu, und ich wollte meinem Ich entgegenschreiten und es umschlingen. „Du stirbst, sobald wir zusammenkommen," sagte mein anderes Ich. Da fielst du mir ein, dein Vater und vieles, was ich noch nicht vollendet habe, und ich bat: „Laß mich meine Pflichten erfüllen!" Da nickte mein leuchtendes Ich und verschwand, und ich weinte im Dunkeln, bis eine Stimme neben mir sang: „Einmal kommt ein Tag; da ist Raum für alle auf der Erde; Gewand und Speise ist da für alle. Da rennt niemand mehr um Geld oder eilt, Geldeswert zu erjagen. Da spricht Gottes Stimme klar aus den Seelen und wird von allen Seelen verstanden. Sie fassen sich an den Händen, die Menschen, und lesen einander die Gebote der Güte von den Lippen. Alle Gehirne strengen sich an und denken und regen sich für den einzelnen; jeder einzelne denkt und regt sich für alle; denn die Menschheit ist eins geworden in der Güte und hat verlernt, sich zu hassen, sich zu zerstören, sich untereinander in den Abgrund zu stoßen, zu hintergehen, zu übervorteilen und zu vergewaltigen. Sie leben alle in einem und einer in allen und haben überwunden, was an Schrecknissen, an Grauenhaftem in ihnen war, und ausgetauscht an die Güte. Einmal kommt ein Tag; dann herrscht die Seele. Sie trägt keine Krone und läßt sich keinen Thron erbauen. Sie wandelt nicht in Purpur und Pracht einher und knechtet hoffärtig, was neben ihr atmet. Sie ist selbst die Güte und trägt die Güte in die Wohnungen der Menschen...“

Frau Arnold sah noch eine Weile mit strahlenden Augen still grade aus. Sie brauchte Zeit, um sich zurückzufinden aus diesem visionären Zustand in die Wirklichkeit. „Das ist mein Traum, Virginia,“ sagte sie endlich. „Das hat mir mein leuchtendes Ich erzählt!“

„Der Tag liegt weit,“ antwortete Virginia, „und ich weiß nicht, ob er jemals kommen wird, Mutter; die Menschen sind grausam untereinander in der Mehrzahl, sie sind wie wilde Tiere, die sich ihre Beute gegenseitig abjagen möchten. Die Wenigen kommen nicht an gegen die Vielen; die werden von den Vielen zerstört wie ein Stückchen grünes Land, darauf der Berg niedersaust. . .“ Das Mädchen hob den Kopf aus der Mutter Schoß und sah sie an: „Aber dein Traum ist schön und hat eine Kraft, Wurzeln zu wecken, entgegen der Vernunft. Er beginnt in meinem Innern zu leben und mir ein Trost zu werden.“

„Wir wollen an diesen fernen Tag glauben und für ihn schaffen,“ sprach Frau Arnold. „Wir wollen nicht müde werden und nicht mutlos, wenn es uns scheinen will, als rücke er um so ferner, je eifriger wir für ihn schaffen.“

„Ja, wir wollen uns diesen Trost erhalten,“ flüsterte Virginia und stand vom Boden auf, darauf sie gekauert hatte. Mit ihr sprang das Hündlein empor, das sich ihr zu Füßen gerollt hatte, und wollte sich in Frau Arnolds Schoß ducken. Sie mußte aufstehen, um sich des Hündleins zu erwehren, das zutraulich sein schwarzes Schnäuzchen an ihren Knien rieb.

„Diese schwere Zeit hat uns einander nahegebracht,“ sagte Frau Arnold. „Wir haben in ihr zueinander gefunden, du jetzt nicht bloß meine Tochter, du auch meine Freundin und Schwester!“

Die beiden Frauen umschlangen sich und hielten sich fest aneinander geschmiegt. Längst schon waren die Glocken verklungen, darüber sich die steinernen Kirchtürme erhoben, wo Altäre standen, wo auf verschiedene Weise und von verschiedenen Lippen Gottes Wort in die Menschen gestreut wurde. Frau Arnold und Virginia gingen an das Fenster, öffneten es und beugten sich hinaus. Die Nebel waren fortgezogen. Es war, als hätte ein durstiger Mund alle Feuchtigkeit aufgetrunken, die zwischen Himmel und Erde dunstete. Klar traten die Sterne hervor, und der Mond goß sein weißes Licht über die Berge, über den See und über die Stadt, darin die Lichtlein in den Straßen und Häusern erloschen waren, darin der Friede von Fenster zu Fenster ging und seinen milden Glanz in die Menschen schüttete, sodaß die Hadernden träumten, eine unbekante Seligkeit sei in ihnen eingezogen. Den Hartherzigen schmolz das Eis fort an einer Ecke ihres Herzens und ließ einem Fünkchen Güte Raum, um in die Eisfestung einzufallen. Gleich silbernen Lilien standen die Firne in den Himmel, vielblumig und mit weitgeöffneten Kelchen in den untern Reihen dort, wo die Schneefelder breit, wie eine schwere Silberlast glänzten, und mit spitzgeschlossenen Kelch zuoberst dort, wo der Firn in den Himmel ragte, wo ihn die

fremde Luft streifte, die niemals durch das Tal streicht, die keine Lunge in den Niederungen zu atmen bekommt, die nur jenen umkreist, der sein Leben ihr jauchzend entgegenwirft und es wagt, über Grat und Fels emporzuklimmen, über Schlünde und Risse sich zu schwingen und seine Fußspuren in den wandernden Eisstrom zu schlagen und eine Brücke durch die Luft zu bauen, ohne andere Stützpfeiler, als sie der Himmelsbogen hat.

Der Mond zog über die Firne und die schlafenden Häuser von Lindenberg und stand eine Weile wie unbeweglich über dem See. Aus dem See grüßte ein Mond herauf; der war wie er, leuchtend und silbern. Der hing in die Wasser hinein und sank durch die Wasser hindurch, sodaß das Seebecken von der Oberfläche bis hinab zum Grund von seinem Schein durchzittert war. Wie der am Himmel weiterzog, so zog auch der im See durch die Flut, und es war den Frauen ein schönes Schauspiel, die Wandernden zu betrachten, den in dem dunkeln Sammt der Nacht und jenen, der sein Silber in die Wellen spann. . .

## X.

Meister Antonio ging in seinem Atelier auf und ab. Er hatte seinen leinenen Arbeitskittel an einem Nagel der Wand aufgehängt und sich sein Sammtwams über den Körper geschoben. Mit nervöser Unruhe wanderte er zwischen den Figuren und den Postamenten umher. Heute war sein großer Tag, wo es sich zeigen sollte, ob er ein Handwerker geblieben, ein getreuer Ab- und Nachbildner, oder ob es ihm gelungen war, Seele und Leben zu schaffen. Er blieb vor Weiblings Büste stehen, die in der Mitte des Raumes aufgestellt war und von der Winter-sonne bestrahlt wurde. Wohl zum hundertsten Mal an diesem Morgen zog er die Hülle von der Büste zurück und prüfte ihren Eindruck nach. Er hörte Tritte auf der Treppe und ließ den Vorhang herabgleiten. „Da sind die Herren vom Komitee,“ sprach er, gab sich einen Ruck in die Höhe und zwang sich in eine Haltung hinein, die der Wichtigkeit des Augenblickes entsprach.

Zwei Herren traten ein in schwarzem Anzug; um den Hals hatten sie weiße Binden geschlungen. Ein wenig hinter ihnen drein kam Grundbacher, der seinen Stelzfuß langsam nachschleppte. Antonio führte sie vor seine Arbeit und schob den Vorhang zurück. Einer der ersten beiden Herren trat vor, wandte den Kopf überlegend hin und her, trat wieder einen Schritt zurück und verharrte in stummem Betrachten. Die andern stellten sich ihm zur Seite auf, gleichsam um anzudeuten, daß sie kein eigenes Urteil abgeben möchten und auf das ihres Gefährten vertrauten, der an Gestalt kleiner war wie sie, zierlich und beweglich gebaut, und unter den angegrauten Haaren eine hohe schmale Stirn verbarg.

Antonio hatte sich ganz zurückgezogen und kämpfte gegen das Fieber an, das ihm die Erwartung in die Backen trieb, und war unfähig, etwas Rechtes zu denken. Ein paar banale Wiße fielen ihm ein, schwirrten wie schwerfällige Kerbtiere in seinem Gehirn herum, sodaß es ihm unmöglich war,



Ernst Schweizer, Zürich.

Ein Frühlingstag (1903).  
Original in Zürcher Privatbesitz.  
Phot. Ph. & E. Kist, Zürich.

sich zu konzentrieren oder seine Aufmerksamkeit von diesen dummen Wizen abzulenken. Immer kamen sie wieder, von irgendwoher geflogen, brummten ihm im Kopf herum und verdarben ihm den Ernst der Stunde. Er wußte nicht, was ihn so leer geflogen hatte, ihn so seiner Energie beraubte, daß er willenlos diesen dummen Wizen ausgeliefert war, die er einmal aufgefangen und vergessen hatte und die ihm aus der Vergangenheit entgegengeschwirrt kamen und sich ihm ins Gehirn festsetzten und ihn plagten durch ihre aufdringliche Ueberheit. In diesem Schweigen der Lebendigen stand das Schweigen des Marmors, stand Weißlings Seele, diese trohige, sich aufbäumende und habernde Seele, die das Geschenk ihres atmenden Körpers empört von sich geworfen hatte, die es zu keinem Einflang kommen lassen wollte zwischen sich und dem Schicksal. Antonio hatte das Rätsel der sich empörenden Seele in ein Stück weißen Marmor gebannt.

„Uomini siamo, wir sind Menschen,“ sprach der aus seinen Betrachtungen heraus, ging auf Antonio zu und schüttelte ihm die Hand. „Ich gratuliere Ihnen, Meister Vanni, zu dieser Leistung!“

Antonio schob das Blut warm zum Herzen. Ein Anerkannter hatte ihm Glück gewünscht, der zu den Ersten seines Landes gehörte. Nun war er kein Handwerker mehr; nun hatte er wirklich sich zum Künstler durchgerungen. Seine Knabenträume fielen ihm ein, von damals, als ihm sein Lehrer riet, sich durch das Handwerk schönes weißes Brot zu verschaffen und sich mit dem Handwerk zu begnügen. Er sah ein, daß er damals törichte Tränen geweint hatte; denn eine Sehnsucht läßt sich nicht ausbrennen, und ein Wille läßt sich nicht ausreißen. Eine Sehnsucht konnte irgehen. Wir sind Menschen und bestehen aus Schwachheit. Einen Willen konnte es verdrießen, sich gehemmt und abgelenkt zu sehen von dem Ziel, das vor ihm in der Ferne hinter blauen Schleiern lag. Er konnte wild und ungebärdig sich gegen sein Menschentum auflehnen, das ihn schwach machte, das ihn in die Irre gehen ließ und hemmte, jenes Ziel zu erreichen, das vor ihm im Blauen stand. Dann erfüllte sich ein dunkles Geschick; dann begab sich ein trauriges Schauspiel, dann geschah es, daß der empörte Wille sich seines Menschentums entledigte. . .

„Wir sind Menschen!“ Dieser in die Gegenwart gesetzte Ausspruch Dantes löste plötzlich den Männern das Rätsel über Weißlings Handlung. Er hatte sich als Gott gefühlt und war an seinem Menschentum zerbrochen; es mochte schwer sein, eine unsichtbare Krone zu spüren und sie demütig durch den Staub des Tages zu tragen, durch den Alltag mit seinen Kleinigkeiten, die wie Stechmücken, lästig und zudringlich, sich nicht verschrecken lassen.

„Weißlings Tat war die eigennützige Handlung eines starken Willens,“ sprach der, der Antonio beglückwünscht hatte. „Kein Mensch gehört sich selber allein,“ fuhr er zu reden fort und betrachtete die Statue, die schön in ihrer Vollendung wirkte, und sah die Männer an, die im Leben standen und um ihn waren und auf seine Worte achteten. „Er gehört

den andern Menschen mit, denen, die mit und um ihn leben, und hat er ihnen nichts zu geben als ein paar Melodien, die ihnen des Tages Not verklären, er darf sie nicht hinter seinen Zähnen ersticken. Singt doch ein Vogel sein Lied vom Baum, den Menschen zur Luft, und ist nur ein Vogellied. Ein Mensch gibt seine Seele. Weißling hat uns die Hymne auf das Leben geschenkt, die auf allen Lippen ist. Darum ehrt die Stadt sein Andenken und beklagt seinen Tod. . .“

Den Männern wurde klar, was sie alle dunkel gefühlt hatten, aber im Kampf mit dem Leben nicht aus der Dunkelheit des Empfindens heraus an das Licht heben konnten. Jetzt brach es aus ihnen hervor wie ein natürlicher preisender Lobgesang: „Das Leben ist die köstlichste Erdengabe. Wir halten sie in unsern warmen Händen und können einen Segen schaffen aus unsern Tagen, aus unsern Stunden, aus jedem Atemzuge für unsere Brüder und Schwestern, für uns. Das Leben ist die stärkste Macht; wir können sie nicht trohig erringen, wir können sie nicht hadern erstreiten. Wir können sie nur dankjubelnd in den Händen halten als ein köstliches und einziges Geschenk!“

„Wir wollen es nie fehlen lassen an der Güte zueinander,“ sagte Antonio und stellte sich neben Grundbader hin, der aufmerksam Weißlings Züge studierte.

„Meister Vanni,“ antwortete er, „Sie leben unter einer warmen Sonne, in einem Lande, das freiwillig gibt, was ein Mensch braucht zum Dasein. Ein Großer, Dante, hat Ihnen den Sinn geschärft für ein innerliches Leben. Sie sind der Schönheit einen Schritt näher als wir. Unsere Sonne ist kühl; unsere Erde ist geizig. Unser Schweiß erst zwingt ihr einen kargen Segen ab.“ Grundbader stellte sich dicht neben Vanni hin. „Unser Geist ist nicht gefällig. Eigenwillig sitzt er in unsern Hirnschalen und muß erst eine ganze Kultur erobern, die Sie in der Wiege empfangen haben. So sind wir rauh und werden roh durch den Kampf. Ich weiß, mein Name ist auch mein Uebername. ‚Grundbader‘ heißt man mich doppelsinnig, weil ich mit diesem Handwerk Geld verdiene, viel Geld, das mich frei gemacht hat und stolz auf meinen Namen. Ihr Wort von der Güte will ich mir merken.“

„Eine Ihrer Frauen hat es gefunden. Ich habe es mir angeeignet und zur Richtschnur meines Lebens gemacht,“ antwortete Antonio, dem es klar war, daß Grundbader so zu ihm sprach, weil er mit Burgers verkehrte, mit Frau Annie und dem Architekten, der keine Gelegenheit verstreichen ließ, um Grundbader zu höhnen.

„Eine von unsern Frauen?“ fragte Grundbader ungläubig, wie man eine frohe Botschaft mißtrauisch nachprüft, aus der Furcht heraus, die Ohren könnten den Schall falsch geleitet haben.

„Eine Ihrer Frauen,“ bestätigte ihm Antonio. „Eine Lindembergerin!“

Da wurde Grundbader froh darüber, daß seine rauhe Heimat Frauen hatte, die von Güte wußten und sie so zu preisen verstanden, daß ihre Worte im



Bleniotal Abb. 1. Acquarossa — Comprovasco; schönste Talansicht.

Herzen des Südländers hafteten. „Die Güte kann ich gebrauchen,“ sprach er nachdenklich; „mein Stelzfuß bedarf der Nachsicht!“ Der große Meister wünschte mehr von Antonio zu sehen. Er schob die Wand zurück, dahinter Antonios frühere Arbeiten standen und zuvorderst die Büste der Frau Arnold.

„Ich sah sie vor einigen Tagen durch die Straßen gehen,“ sagte der große Meister; „da waren ihre

Leute sagten, daß er sein Ziel erreicht habe, das ferne, das hinter blauen Schleiern steht. Ihm folgte der eine, der nicht gewagt hatte, dazwischenzusprechen oder eine Meinung zu äußern. Zuletzt ging Grundbacher und mühte sich die Treppen hinunter. Das Wort von der Güte wollte ihm nicht aus dem Sinn, das Wort von der Güte, das aus dem Munde einer Lindenbergerin gekommen war.

(Fortsetzung folgt).

## Das Bleniotal.

Mit zwölf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von S. A. Schneegg & Co., Lausanne.

Sechs Stuben sind im Bernerhaus, und alle dürfen sich sehen lassen; aber die Bisitenstube ist das Oberland! So sagte der Gletscherpfarrer Straßer in Grindelwald. Dieses Wort ist auch auf den Ranton im Süden des Alpenwalles anzuwenden, der freilich die Bisitenstube ins Unterland verlegt hat, nach Locarno und Lugano, in das Paradies an den „italienischen Seen“. Mancher meint das ganze Haus der Brüder im Tessin gesehen zu haben, wenn er jener Gegend über einen Festtag und in aller Eile einen Besuch abstatten konnte. Jeder nach seinen Umständen! Wer mit seiner Zeit geizen muß, der schließt sich mit Recht dem großen Fremdenstrom an; wer aber über einige freie Tage oder Wochen verfügt, geht mit Vorliebe von der großen Heerstraße ab und



Bleniotal Abb. 2. Kirche (S. Antonio) in Castro.